

Das Verhältnis zwischen Jesus und dem Vater im Johannesevangelium. Versuch einer Systematisierung (2019)

Im Folgenden will ich versuchen, die Aussagen des johanneischen Jesus über sich und sein Verhältnis zum Vater zu systematisieren. Sie verteilen sich scheinbar planlos über das ganze Evangelium, kommen in jeder Offenbarungsrede Jesu vor. Dennoch muss von einem System des realen Autors hinter diesen Aussagen ausgegangen werden. Trotz ihrer auf Jesus zielenden Zuspitzung formulieren sie eine Vorstellung von *Gott*, die unserem angefochtenen Gottesglauben helfen könnte.

Die Rede Jesu über sich selbst. In der Mitte des öffentlichen Wirkens Jesu schicken die Hohenpriester und Pharisäer ihre Diener aus, um Jesus festzunehmen. Diese hören die Verkündigung Jesu im Tempel, kehren aber unverrichteter Dinge wieder zurück (7,45ff). Sie rechtfertigen sich vor den Hohenpriestern und Pharisäern: „*Noch niemals hat ein Mensch so geredet!*“ Tatsächlich sind die Aussagen, die Jesus im Johannesevangelium über sich selbst macht, so unerhört, dass sie auch heute für viele Christen ein Problem darstellen und in der kirchlichen Verkündigung schwer zu vermitteln sind. Ich gebe hier nur die Spitzenaussagen wieder:

„*Ihr kennt weder mich noch meinen Vater! Würdet ihr mich kennen, dann würdet ihr auch meinen Vater kennen*“ (8,19)

„*Niemand kommt zum Vater, außer durch mich. Sobald ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen*“ (14,6).

„*Wer mich sieht, der sieht den, der mich gesandt hat*“ (12,44).

„*Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen*“ (14,9).

„*An jenem Tage werdet ihr erkennen: Ich in meinem Vater und ihr in mir und ich in euch!*“ (14,20).

„*In mir der Vater und ich im Vater!*“ (10,39).

„*Ich und der Vater sind eins*“ (10,30).

Wir haben es bei diesen Aussagen Jesu über sich selbst und sein Verhältnis zum Vater freilich nicht mit authentischen, geschichtlichen Worten Jesu zu tun, sondern mit Aussagen, die der „reale Autor“ des Johannesevangeliums seinem Jesus in den Mund legt. Es ist die „hohe“ Christologie und mit ihr das Gottesverständnis des *Autors*, die Jesus im Evangelium formuliert und vertritt. Wie das Johannesevangelium als Buch überhaupt, sind auch diese Aussagen nachösterlich. Sie sind die durch den Heiligen Geist vermittelte *ganze Wahrheit*,

die von den realen Jüngern und mit ihnen vom Autor und seinen Lesern erst begriffen werden kann, nachdem und weil Jesus die Welt verlassen hat (16,12ff; vgl. 14,16f.26).

Die ersten Leser des Johannesevangeliums nehmen keinen Anstoß daran und denken nicht, dass der Autor seinen Jesus zu Unrecht so sprechen lässt, wie der irdische nie gesprochen hat. Vielmehr halten sie diese Sprache für angemessen, für die „wahre“ Sprache Jesu. Hauptsächlich redet er von sich in einer Sprache, die wir mythologisch nennen können. Er verweist damit auf ein göttliches Handeln an ihm zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten. Hauptlinie seiner Selbstaussagen ist, dass er von Gott bzw. vom Vater gesandt worden ist. Dieses Gesandtenmodell hinter den Aussagen Jesu ist dann mythologisch zu nennen, wenn es einen Auftrag Gottes, der nicht zur Welt gehört, als Ereignis in der Welt voraussetzt. Ein solches Geschehen wird aber nicht erzählend vermittelt, sondern findet sich nur im Munde Jesu.

„Denn Gott hat den Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird“ (3,17).

„Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende bringe“ (4,34; vgl. 5,24.30.36; 6,29)

„Denn ich bin nicht vom Himmel herabgekommen, um meinen eigenen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (6,38)

„Meine Lehre ist nicht die meine, sondern die Lehre dessen, der mich gesandt hat“ (7,16)

„Doch der mich gesandt hat, ist wahrhaftig, und was ich bei ihm gehört habe, das rede ich zur Welt“ (8,26)

„Von Gott bin ich ja ausgegangen und gekommen. Denn ich bin nicht von mir aus gekommen, sondern er hat mich gesandt“ (8,42)

„Denn ich habe nicht aus mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, er hat mir geboten, was ich sagen und reden soll“ (12,44f.49).

„Aber das Wort, das ihr hört, ist nicht meines, sondern das des Vaters, der mich gesandt hat“ (14,24)

„Denn die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben. Sie haben sie angenommen und haben wirklich erkannt, dass ich von dir ausgegangen bin, und sie glauben, dass du mich gesandt hast“ (17,7).

Im Hintergrund steht das jüdische Gesandtenmodell. Seine Vorstellung ist: Ein Gesandter ist wie der Sendende selbst. Er repräsentiert ihn *vor Ort*, überbringt seine Worte, tut seinen Willen kund und setzt ihn durch. Er handelt anstelle des Sendenden, und sein Handeln hat die gleiche Gültigkeit wie das des Sendenden. Als ein solcher Gesandter spricht Jesus *Gottes Worte* (3,34; 12,49.50; 14,24; vgl. 14,10).

Seine Lehre stammt nicht von ihm, sondern von dem Sender (7,16); sie ist *aus Gott* (7,17). Gleiches gilt von seinem Urteil (5,30; 8,16). Jesus tut, wenn er wirkt, die Werke dessen, der ihn gesandt hat (9,4); er handelt in dessen Namen (10,25) und nicht aus sich selbst (5,19.30). Er kann gar nichts anderes tun, als was der Vater wirkt (5,19); dieser zeigt ihm alles (5,20.36). In Jesus wirkt also der Vater (14,10). Als Gesandter hat Jesus keinen eigenen Willen, sondern sucht den Willen des Sendenden (5,30), vollzieht ihn (4,34; 6,38ff), befolgt sein Gebot (8,29; 10,18; 14,31) und vollendet so sein Werk (4,34; 17,4).

In den Sendungsaussagen kommt zum Ausdruck: Im Menschen Jesus, der redet, lehrt und wirkt, ist zugleich ein anderer präsent, der redet, lehrt und wirkt: Gott! Wer glaubt, dass Jesus von Gott gesandt wurde, anerkennt Jesus als den Repräsentanten Gottes. Die mythologische Färbung ist besonders stark, wenn mit der Sendung Jesu die Aussage verbunden wird, Jesus sei *von oben* (8,23), *vom Vater ausgegangen* (8,42; 16,28; 17,8) und *vom Himmel herabgestiegen* (3,13; 6,41.62). Der sendende Gott befindet sich dabei außerhalb der geschichtlichen Welt, der Gesandte als ein Mensch aber innerhalb. Da das Johannesevangelium keine Entrückung oder Verzückung Jesu zum Empfang des Sendungsauftrags erzählt, muss dieser bei Gott, eben *oben* stattgefunden haben, und darauf beruht die mythologische Färbung.

Jesus, ein Mensch aus Nazareth. Die Gegner Jesu im Johannesevangelium begreifen genau, was Jesus über sich selbst sagt: Er ist der *Sohn*, und in ihm wirkt der Vater, deshalb muss man den Menschen Jesus von Nazareth als *Sohn Gottes* bekennen (10,30.36.38). Dieses Selbstzeugnis Jesu halten sie aber für Blasphemie. Deshalb wollen sie ihn töten. Mehrmals wird ihre Tötungsabsicht erwähnt (5,18; 8,59; 10,30f; 11,53), oder sie kommt in den großen Konfliktszenen zur Sprache (7,19.25; 10,33; 11,8.16). Und so lautet schließlich ihre Anklage vor Pilatus: „*Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss er sterben, weil er sich zu Gottes Sohn gemacht hat*“ (19,7).

Die gegnerischen Juden haben Recht damit, dass Jesus ein Mensch von Fleisch und Blut ist, aus Nazareth stammt (1,46), also ein Galiläer ist (vgl. 7,27.41f.52): „*Ist der nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kommt er dazu, zu sagen: Ich bin aus dem Himmel herabgestiegen?*“ (6,42). Und Pilatus stellt am Ende im Prozess gegen Jesus fest: „*Seht da, der Mensch!*“ (19,5). Weder Jesus noch der Autor bestreiten dieses Faktum, Jesus bestätigt es sogar: „*Wohl kennt ihr mich und wisst, woher ich bin*“ (7,28). Auch die ersten Jünger wissen um Jesu irdische Wirklichkeit als ein Mensch aus Nazareth (1,45f). Ständig spricht Jesus von sich als dem „*Menschensohn*“ und bezeichnet so

seine irdisch-leibliche Erscheinung aus Fleisch und Blut (vgl. 1,51; 3,14; 6,27.53; 9,35; 12,32ff). Aber daneben gibt es eben noch eine andere Identität Jesu, die auch Pilatus erahnt: „Woher bist du?“ (19,5). Und das ist eigentlich die entscheidende Frage. Eine Existenz Jesu *von oben* lehnen die Gegner jedoch ab.

Man könnte meinen, sie seien dabei in einem gewissen Recht, weil Jesu Anspruch zu maßlos, geradezu wahnwitzig ist. „Sagen wir nicht mit Recht, dass du ein Samaritaner bist und einen Dämon hast?“ (8,48). „Viele von ihnen sagten: Er hat einen Dämon und ist verrückt. Was hört ihr auf ihn?“ (10,20; vgl. 9,29). „Obwohl du ein Mensch bist, machst du dich selbst zu Gott“ (10,33; vgl. 5,19). Aber weder Jesus auf der Ebene der Handlung noch der Autor lassen die Einwände gelten. Sie widerlegen sie aus der Schrift: „Steht nicht in eurem Gesetz geschrieben: 'Ich habe gesagt, ihr seid Götter'? Wenn es jene Götter nannte, denen das Wort Gottes zuteilwurde, und wenn die Schrift nicht aufgelöst werden kann, wie könnt ihr dann zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, sagen: 'Du lästerst Gott', weil ich gesagt habe: 'Ich bin Gottes Sohn'“ (10,34f).

Hier wird bereits deutlich, dass die hohen Aussagen nicht nur für Jesus gelten. Bereits der Prolog hatte von den Glaubenden gesagt: „Denen jedoch, die ihn aufnahmen, gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die also nicht aus Blut und nicht aus Fleisches willen und nicht aus Manneswillen gezeugt sind, sondern aus Gott!“ (1,12f). Obwohl sie Menschen sind und bleiben, erwerben sie durch den Glauben eine neue Existenz, von der gilt: „Was aus dem Fleisch geboren ist, ist Fleisch, was aus dem Geist geboren ist, ist Geist“ (3,6).

Das Recht Jesu, so von sich zu sprechen. Der „reale Autor“ des Johannesevangeliums will ohne Zweifel vom geschichtlichen Wirken des Menschen Jesus von Nazareth sprechen. Er blickt auf sein Leben, seine Taten, seine Botschaft und sein Sterben zurück und will bezeugen, was dieser Mensch *bedeutet*. Seine Taten gelten ihm als unüberbietbare Wunder, seine Rede von Gott ist für ihn in höchstem Maße authentisch und sein Sterben war der Erweis von Liebe in Vollendung. Es gilt darum, was der Autor den geheilten Blinden sagen lässt: „Wenn dieser nicht von Gott wäre, so hätte er nichts tun können“ (9,32). Auf Grund seines Wirkens muss der Mensch Jesus also mit Gott zu tun haben.

Worin besteht sein Wirken? Als der Gesandte wirkt Jesus auf Erden das *Werk Gottes* (vgl. 6,29) und erfüllt so seinen Willen. „Ich habe dich auf Erden verherrlicht, indem ich das Werk vollendete, das du mir zu tun aufgegeben hast“ (17,4). Das Besondere in seinem Fall ist, dass Jesus und der Vater aktuell zusammenwirken. „Der Sohn kann von sich aus nichts tun...“ (5,19), so beginnt

Jesus seine große Rede in 5,19-47. Sein Werk stammt von einem anderen. Wer der andere ist, sagt der Nachsatz: „... außer dem, was er den Vater tun sieht.“ Das Verhältnis des Sohnes zum Vater ist das einer völligen Abhängigkeit. Jesu Tun ist die spiegelbildliche Übertragung des Handelns Gottes in diese Welt. Das betont der zweite Satz „Was jener nämlich tut, das tut genauso auch der Sohn“. Wenn nur gemeint wäre, dass Jesus auf Erden tut, was er zuvor einmal beim Vater gesehen hat, bestünde zwischen dem Tun des Sohnes und dem des Vaters doch eine zeitliche Differenz, und es handelte sich um *verschiedenes* Tun. Der Autor will jedoch sagen: Das Wirken beider ist deckungsgleich, geradezu synchron. Jesus vollzieht auf Erden *sichtbar* das gleichzeitige *unsichtbare* Tun des Vaters. Der Sohn ist die sichtbare Erscheinung des Vaters auf Erden. In ihm begegnet Gott, und dessen *verborgenes* Wirken wird in Jesu Tun offenbar. Gott handelt auf Erden durch Jesus.

Jesus wirkt als *der Sohn* nicht nur dasselbe wie der Vater, vielmehr gilt auch, dass der Vater gar nichts tut außer durch den Sohn. Jesus nimmt also nicht nur teil am Wirken des Vaters, sein Tun ist zugleich das Tun des Vaters. „*Wir müssen die Werke dessen tun (Plural!), der mich gesandt hat, solange noch Tag ist. Es kommt die Nacht, in der niemand wirken kann*“ (9,3f). Weil die Gegner Augenzeugen des Tuns Jesu waren, sind sie in ihrer Ablehnung unentschuldbar „*Hätte ich nicht die Werke unter ihnen getan, die kein anderer je getan hat, dann hätten sie keine Sünde. Nun aber haben sie gesehen und haben gleichwohl gehasst, wie mich so auch meinen Vater*“ (15,24).

Für Jesus sprechen also seine *Zeichen*, die er gewirkt hat. Sie sind seine Werke, die zugleich Gottes Werke sind. Sie bezeugen seine wahre Herkunft, sind geradezu Beweise dafür. „*Aber ich habe ein Zeugnis, größer als das des Johannes: die Werke nämlich, die mir der Vater gegeben hat, damit ich sie vollende. Eben diese Werke, die ich tue, zeugen über mich, dass der Vater mich gesandt hat*“ (5,36; vgl. 10,25). Darum kann der Autor das öffentliche Wirken Jesu zusammenfassen: „*So große Zeichen hatte er vor ihren Augen getan, und doch glaubten sie nicht an ihn*“ (12,37).

In seinem Wirken hat der Mensch Jesus das *Werk* vollendet, das Gott ihm aufgetragen hat (17,4; vgl. 14,31): Er sollte den Glauben an den von Gott Gesandten wecken (6,29) und so die Menschenwelt retten (3,17.36). Seinen Grund hat dieses Werk in der Liebe Gottes zur Menschenwelt. „*Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzig geborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat*“ (3,16). Diese Liebe Gottes hat Jesus *vollendet* (13,1ff), indem er als der gute Hirte sein Leben freiwillig hingab für seine Schafe (10,11.14.17f): „*Es gibt keine größere Liebe als die, dass einer sein Leben hingibt für seine Freunde*“ (15,13).

Die „Einwohnung“ des Vaters in Jesus. In den *Werken* Jesu hat sich synchron das Heilswirken Gottes zur Rettung der Menschenwelt ereignet. Kann bei der Sendung noch eine örtliche und zeitliche Differenz mitgedacht werden, ist es hier anders. Jesus spricht bei seinen Werken von der *Einwohnung* des Vaters in ihm. „*Wenn ich die Werke meines Vaters nicht tue, dann glaubt mir nicht! Da ich sie aber tue, so glaubt, wenn schon nicht mir, doch den Werken, damit ihr erkennt und wisst: in mir der Vater und ich im Vater*“ (10,37f; vgl. 14,10). Dieser Gedanke lässt sich mit der Sendungsvorstellung dann vereinbaren, wenn der Sendende geradezu im Gesandten wohnt. Tatsächlich lässt sich das denken: zumindest virtuell verkörpert ein Gesandter ja den Sendenden, wie z.B. ein Schauspieler die Rolle in sich trägt, die er spielt. An eine Menschwerdung des Vaters kann dabei aber nicht gedacht sein, aber ebenso wenig daran, dass Jesus nur scheinbar ein Mensch ist, in dem unerkannt (ein) Gott agiert, wie die antike Mythologie oft erzählt.

Jesus ist vielmehr ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut. Wenn aber sein Wirken Gott zum Ursprung hat, ja Gottes eigenes Heilswirken zur Rettung der Welt ist, darf er nicht *nach dem Fleische* – in historischer Betrachtung – beurteilt werden. Dann ist Jesus mehr als nur ein Mensch, der Irdisches redet und tut. Von ihm muss vielmehr im glaubenden Bekenntnis – in religiös-mythologischer Sprache – gesprochen werden: In ihm hat Gott selbst gehandelt. So ist er die Erscheinung Gottes auf Erden. Anders als im Spiegel Jesu lässt Gott sich nicht schauen – noch nicht (vgl. 16,27).

Bis zum Kommen Jesu waren die Menschenwelt, und darin auch die Juden, ohne eine Kenntnis Gottes (8,19; 7,29). Gott war bis zum Kommen Jesu unbekannt und verborgen, weil die Menschenwelt *im Anfang* den Logos nicht erkannt hatte (1,5.9). Der Mensch Jesus ist der einzige Vermittler eines wahren Gotteswissens. „*Keiner hat den Vater gesehen, außer dem einen, der vom Vater ist; er hat den Vater gesehen*“ (6,46; vgl. 8,55). Das gilt bis zu jenem letzten Tag, an dem die Mittlerrolle Jesu endet und der Vater sich unmittelbar den Glaubenden zuwendet (16,26f). Allein der Mensch Jesus hat die Kenntnis Gottes gebracht. „*Niemand hat Gott je gesehen! Der einzige geborene Gott, der im Schoß des Vaters ist, er hat vermittelt*“ (1,18).

Daraus entwickelt sich der nächste Schritt im System der Selbstaussagen Jesu. Jesus ist die Ikone Gottes. Nur in ihm wird Gott sichtbar, der dennoch verborgen bleibt. Weil der Vater in ihm ist und in ihm wirkt, kann er gesehen werden, doch nur soweit, wie Jesus gesehen wird. „*Der Weg, die Wahrheit, das Leben bin ich. Niemand kommt zum Vater, außer durch mich. Sobald ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen*“ (14,6f; vgl. 12,44f). „*Wer*

mich gesehen hat, hat den Vater gesehen... Glaubt mir: Ich im Vater und der Vater in mir!“ (14,9ff). Und so kann ein erster absoluter Spitzensatz der Theologie des johanneischen Jesus lauten: „Ich und der Vater sind eins!“ (10,30; vgl. 1,2).

Damit wird keine Identität behauptet, sondern ein Paradox. Gott, der nicht Welt und Geschichte ist, ist im Menschen Jesus in Zeit und Geschichte erschienen. Darum steht Jesus – als ein Mensch von Fleisch und Blut – ganz auf der Seite Gottes. Zu Recht spricht er von sich als dem *Sohn Gottes*. Erkannt wird das an seinen Werken. Jesus spricht die Gegner sogar von der Verpflichtung zum Glauben frei, falls er die Werke des Vaters *nicht* tut (10,37), um sie dann umso unerbittlicher in die Pflicht zu nehmen. Es ist nämlich unbestreitbar, dass er *Gottes Werke* tut. Den Werken zu glauben, bedeutet Zustimmung im Sinne des geheilten Blinden: Wer derartiges wirkt, muss von Gott sein! Damit wird das Recht Jesu anerkannt, von sich so zu reden, wie er es tut: „*In mir der Vater und ich in ihm!*“ (10,38). Das ist ein zweiter Spitzensatz und zusammen mit 10,30 der Höhepunkt der Auseinandersetzung Jesu mit den gegnerischen *Juden*.

Jesus als Ikone Gottes. „*Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen!*“ (14,9). So lässt der Autor Jesus sprechen. Damit kann er nicht meinen, dass Jesus selbst der Vater ist. Zuvor hatte Jesus ja ausgeführt, dass er der *Weg* zum Vater ist und wer ihn erkannt hat, auch den Vater kennt (14,6ff). Insofern der Vater das Ziel des Weges ist, muss er von Jesus unterschieden sein. Gemeint ist, dass die Wirklichkeit des Vaters, seine Worte und Werke nirgendwo anders erfahren werden können als bei Jesus: „*Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist? ... Glaubt mir: Ich im Vater und der Vater in mir!*“ (14,10; vgl. 1,17f; 5,19f.36ff; 6,45f). In Jesus gibt sich der Vater kund, in ihm zeigt er sich. Er ist in Jesus, und Jesus ist in ihm (14,10f; vgl. 10,38). Das hat Philippus nicht begriffen, wenn er Jesus auffordert, den Vater zu zeigen, als sei dieser eine innerweltliche Größe (14,8). Ähnlich hatten auch die Pharisäer reagiert. Sie würden Gott, den Jesus als Zeugen für sich in Anspruch genommen haben, gern vor ihr Forum ziehen. Darum fragen sie: „*Wo ist dein Vater?*“ (8,19). Es gibt aber keine Erkenntnis Gottes außer in Jesus. Ohne ihn gibt es wohl eine Ahnung von Gott, aber keine Erkenntnis Gottes, kein Wissen über ihn und keinen Zugang zu ihm (vgl. 6,45f).

Das alles sind Aussagen, die der Autor Jesus in den Mund legt. Es sind keine authentischen Jesusworte. Niemals hat der irdische Jesus so von sich gesprochen. Wie aber kommt der Autor dazu, Jesus so sprechen zu lassen? Sein Ausgangspunkt ist nicht eine voraus liegende spekulative Gottesidee, die er aufgreift. Wäre das der Fall, nähme er selbst nicht ernst, was er im Prolog gesagt hat: dass die Welt das Licht nicht ergriffen hat und in der Finsternis war. Auf

welche Weise sollte sich da ein Gotteswissen entwickelt haben? Er würde auch dem widersprechen, was er Jesus häufig hat aussprechen lassen: dass niemand eine wahre Vorstellung von Gott hat, weil niemand jemals Gott gesehen hat, außer Jesus. Also kann auch er bei der Formulierung seiner Gottesanschauung kein voraus liegendes Wissen beanspruchen. Sein Gotteswissen geht allein auf Jesus zurück (1,18). Was Gott sagt und tut, weiß er einzig aus dem Wirken des irdischen Jesus von Nazareth. Indem er auf das Leben und Handeln dieses Menschen zurückblickt und seine Botschaft durchdenkt, erkennt er, wie Gott ist.

Damit wird jede religionsgeschichtliche Rückfrage danach, welche vorausgehenden religiösen Anschauungen und Überlieferungen im Johannesevangelium wirksam sind, der Logik des theologischen Denkens des Autors nicht gerecht. Dagegen könnte man einwenden, dass wir im Johannesevangelium doch durchweg eine geprägte Sprache antreffen, die religionsgeschichtlich unterscheidbare Vorstellungen und Modelle aufnimmt. Wir finden die klassische Messiasvorstellung, daneben die apokalyptische Rede vom Menschensohn. Weisheitsspekulationen des Alten Testament oder frühjüdische Logosmythologien scheinen angewendet zu werden, die jüdische Gesandtenvorstellung, vielleicht auch die Vorstellung von der Einwohnung Gottes (Schekina) und frühgnostische Spekulationen vom Abstieg und Aufstieg eines göttlichen Erlösers und Retters stehen im Hintergrund. Doch alle diese Vorstellungen stehen nebeneinander. Kein religionsgeschichtliches Modell wird konsequent angewendet, sondern es werden alle benutzt. Diese Modelle und Muster sind nicht der Ausgangspunkt, aus dem der Autor seine Aussagen über das Erscheinen Gottes in Jesus ableitet, sondern das Vehikel, um sie anschaulich zu formulieren.

Ausgangspunkt ist allein seine Erfahrung mit dem Menschen Jesus von Nazareth und seinem geschichtlichen Wirken. Weil Jesus Taten vollbracht und Worte gesprochen hat, die über sich hinaus auf eine höhere Wirklichkeit verweisen, weil er für die Seinen gestorben ist und so Liebe in Vollendung erwiesen hat, stellt sich unausweichlich die Frage, woher er wirklich ist, woher seine Werke und Worte eigentlich stammen. Und die Antwort muss sein: Er gehört einer anderen, höheren Wirklichkeit an. Wenn sein Wirken Gott repräsentiert, muss er mit Gott zu tun haben.

Es sind also die geschichtlichen Worte des Menschen Jesus, die der johanneische Jesus als Worte Gottes ausspricht. Es sind Worte, zu denen wir auch einen rationalen Zugang haben, die wir mit unserer Vernunft verstehen, die wir mit den Methoden der Historie analysieren und mit der Logik der Psychologie und Soziologie einordnen können. Es handelt sich dabei um die lehrende

Verkündigung des irdischen Jesus, wie sie in den anderen Evangelien aufbewahrt wurde, um seine Mahnworte und Weisheitssprüche, wie sie etwa die „Bergpredigt“ bewahrt hat, und um seine Bildworte und Gleichnisse. Für diese „Lehre“ hat er sein Leben eingesetzt. Diese Verkündigung des irdischen Jesus ist in sich bedeutend und nicht deshalb, weil sie aus dem Mund des Gottessohnes kommt. Vielmehr erweist ihre Bedeutung die besondere Nähe Jesu zu Gott.

Wann immer der johanneische Jesus redet, spricht er über sich selbst, über sein Werk, seine Worte, seine Herkunft, seine Sendung. Das alles sind aber zugleich Aussagen über seinen Vater. Der bisher verborgene, unsichtbare und unbekannte Gott ist in ihm erschienen. Eine Rede über Gott, die nicht auch ein Sprechen von Jesus ist, kann es deshalb nicht geben. Er ist das Modell aller Theologie. Wie der Vater im Himmel wirkt, so wirkt er auf Erden, und wo er gewirkt und geredet hat, da wirkte und sprach Gott. Das geschichtliche Wirken Jesu bekennt der Autor als den Ort, an dem sich Gott kundgetan hat und erfahrbar geworden ist.

Aber Jesus ist nicht der Vater. Der Vorwurf der Gegner geht fehl, er habe sich mit *Gott gleichgemacht* (5,18). Als Auferstandener kehrt er vielmehr *zu seinem Vater und seinem Gott* zurück (13,3; 20,13). Also ist er vom Vater verschieden. Immer wieder verweist er auf seine Abhängigkeit vom Vater. Der Vater ist größer als er (10,29; 14,28), und er lebt *durch den Vater* (6,57), der ihm alles gegeben und gezeigt hat (17,2).

Die Aussagen, dass wer Jesus sieht, *den Vater gesehen hat* (14,9), dass wer Jesus erkannt hat, *den Vater kennt* (8,19) und dass wer an Jesus glaubt, *an den Vater glaubt* (12,44), sind auch nicht umkehrbar. Dennoch gilt, dass niemand Gott ehren kann, wenn er Jesus nicht ehrt (5,23), dass niemand Gott lieben kann, ohne Jesus zu lieben (8,42). Wer Jesus hasst, hasst darum auch den Vater (15,23).

Die Jünger als Repräsentanten Jesu und des Vaters. Wie kann Gott auch dann noch erfahren werden, wenn Jesus die Welt verlassen hat? Wie können spätere Jünger, die den Menschen Jesus nicht gesehen haben, durch ihn Gott sehen? Um diese Fragen zu beantworten, sollen zuerst eine Reihe von Aussagen herangezogen werden, in denen der johanneische Jesus seine bleibende Gegenwart ansagt. Weil er seine irdische Existenz ablegt, kann er im Medium des Geistes er zu den Jüngern zurückkehren. „*Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Anwalt geben, damit er in Ewigkeit bei euch ist, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr kennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird*“ (14,16f.26). Der Geist wird Jesu Zeuge sein und ermöglicht das Zeugnis der Jünger: „*Wenn dann der*

Anwalt kommt, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, dann wird er Zeugnis ablegen über mich. Aber auch ihr legt Zeugnis ab, weil ihr von Anfang an bei mir seid“ (15,26). Durch den Geist bleibt Jesu Wort tiefer noch und verständlicher präsent als durch Jesus selbst. „Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Sobald aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit einführen. Denn nicht aus sich wird er reden, sondern was er hört, wird er reden, und das Künftige wird er euch verkünden. Er wird mich verherrlichen, denn aus dem Meinigen wird er nehmen und euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein. Deshalb sagte ich: Er wird aus dem Meinigen nehmen und euch verkünden“ (16,12ff).

Die Leser blicken auf diesen dynamischen Prozess der Vergegenwärtigung Jesu und seines Wirkens durch den Geist zurück. Das Johannesevangelium selbst ist Produkt dieses Prozesses. Es ist die geistgewirkte *Verherrlichung* des irdischen Jesu. In den großen dramatischen Dialogen erleben die Leser das vergangene Geschehen mit. Vor ihnen ertönt erneut die Stimme Jesu, nun aber in der durch den Geist geprägten Weise. Jesu Worte sind unter Mitwirkung des Geistes vom Autor bezeugt und aufgeschrieben worden (21,24) als *Worte ewigen Lebens* (6,68).

Damit sind wir bei den realen Repräsentanten Jesu nach seiner Rückkehr zum Vater. Am Kreuz weist der sterbende Jesus seine Mutter auf den *geliebten Jünger* hin: „*Da, dein Sohn!*“ (19,26). Dieser Jünger tritt an die Stelle Jesu. Er ist als Autor des Johannesevangeliums, der bleibende Zeuge Jesu (21,22.24). Das gilt aber nicht für ihn allein. Alle Jünger werden zu Stellvertretern Jesu. Wie das geschieht, sagt 14,20: „*Noch kurze Zeit, und die Welt sieht mich nicht mehr, ihr aber seht mich, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tage werdet ihr erkennen: Ich in meinem Vater und ihr in mir und ich in euch!*“ Jesus ist präsent in seinen Jüngern, durch sie bleibt sein Wirken gegenwärtig. Dazu sendet er sie aus, wie er selbst durch den Vater gesendet wurde, und gibt ihnen den Geist: „*Wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt*“ (17,18; vgl. 20,21). Und so repräsentieren sie wie Jesus Gott in der Welt (13,20; 20,22).

Sie werden wie Jesus selbst zu Geistträgern (1,33). Das bedeutet, dass sie wie Jesus nicht mehr nach dem Fleisch beurteilt werden dürfen (8,15). Als irdische Menschen sind sie *von oben geboren* (3,3.6; vgl. 1,13), obwohl noch in der Welt, sind sie nicht mehr *von der Welt* (15,19; 17,11.14f).

Sie setzen Jesu Wirken fort und werden seine Werke tun, sogar Größeres vollbringen. Jesus tritt beim Vater dafür ein, dass sie mit ihrem Tun wie er den Vater verherrlichen: „*Wer an mich glaubt, der wird die Werke tun, die ich tue, und größere als diese wird er tun, denn ich gehe zum Vater. Und was immer ihr erbittet in meinem Namen, das werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird. Wenn*

„ihr etwas in meinem Namen von mir erbittet, werde ich es tun“ (14,12f). In ihren Werken bleibt Jesu Wirken und damit Gott in der Welt präsent. Dafür muss Jesus jedoch die Welt verlassen. Sein irdisches Wirken war begrenzt, an Raum und Zeit gebunden. Es überschreitet diese Grenze und wird ewig, wenn er zum Vater gegangen ist. Danach kann es sich überall und immer ereignen, wo Jünger an ihn glauben. In den Glaubenden und mit ihnen gemeinsam wirkt Jesus weiter und in ihm der Vater (vgl. 4,36-38). Was immer die Jünger von Jesus erbitten werden, wird er tun (14,13.14). Und so werden seine Werke zu ihren Werken.

Das Allerwichtigste aber ist: Gottes Liebe soll durch die Jünger in der Welt präsent bleiben. Jesu Wirken war eine Auswirkung der Liebe Gottes zur Welt (3,16). Diese Liebe war von Anfang an da. Im Logos war sie präsent (1,3f), aber sie ist nicht angenommen worden. Statt zum Licht zu kommen, wollte die Menschenwelt lieber in der Finsternis bleiben und das Böse tun. Darum liegt bis jetzt Gottes Zorn auf ihr (3,19). Mit der Sendung des Menschen Jesus hat sich Gottes Liebe aber Bahn gebrochen (3,35f). In ihm kam sie zur verlorenen Menschenwelt. In seinem Sterben fand sie ihre *Vollendung* (13,2): „*Es gibt keine größere Liebe als die, dass einer sein Leben hingibt für seine Freunde*“ (15,13; 10,11.14f.17f).

Die Liebe, die von Gott ausgeht und im Wirken Jesu ankommt, kann die Menschenwelt retten, wenn sie angenommen wird. Sie ist weniger Gefühl als ein Tun; darum kann sie auch geboten werden. „*Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebt, dass auch ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habt zueinander*“ (13,2f; vgl. 15,12.17). Dadurch werden Jünger und Leser in die Dynamik der Liebe hineingenommen. Durch die *Seinen*, die Jesus lieben, bleibt Gottes Liebe in der Welt. „*Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, dann bleibt ihr in meiner Liebe, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe*“ (15,9f; vgl. 14,21; 17,26).

Schließlich kann sogar der Gedanke der *Einwohnung Gottes* auf die Jünger und Glaubenden angewendet werden. So werden sie wie Jesus zur Ikone Gottes auf Erden. „*Noch kurze Zeit, und die Welt sieht mich nicht mehr, ihr aber seht mich, denn ich lebe und ihr werdet leben. An jenem Tage werdet ihr erkennen: Ich in meinem Vater und ihr in mir und ich in euch!*“ (14,19f; vgl. 17,20f).

Die Jünger bewahren Jesu Worte (14,23; 17,8.14) und halten seine Gebote (14,15.21; 15,11.2). So bleiben sie in Jesu Liebe und repräsentieren Gottes Liebe in der Welt. Sie werden mit dem Vater und mit Jesus eins (14,20; 15,9f; 17,11) und zu Erscheinungen Gottes auf Erden. Es gilt also: Gott erscheint im Menschen

Jesus, Jesus bleibt gegenwärtig in den Jüngern, und so wird Gott in den Jüngern erfahrbar. Welch ein Anspruch an die Jüngerschaft Jesu!